

Welche Vorbildfunktion haben Eltern bei der Vermittlung des katholischen Glaubens?

Diese Frage wurde mir von der MK-Redaktion gestellt. Ich halte sie für schwierig. Denn es gibt weder „die“ Eltern (alle sind unterschiedlich) noch ist ganz klar, was „der katholische Glaube“ eigentlich meint. Es sind zudem Akzentverschiebungen vorhanden, die den Begriff „Vorbild“ betreffen. Vorbilder können Helden, Autoritäten, Vertraute sein. Ich lade ein, einen Nachdenk-Weg zur Beantwortung dieser Frage zu gehen. Es hat sich nämlich in den letzten Jahrzehnten viel verändert. Ob eine befriedigende Antwort gelingt, sei dahingestellt.

Lernen am Vorbild – das Ideal humanistischer Bildung. So manches Gymnasium, das in der Gründerzeit errichtet wurde, hat eine Aula. In ihr sind sie meist zu sehen: Die Namen der antiken Philosophen und Dichter in vergoldeten Stucklettern oder sogar ganze Porträtbüsten. „Schau hinauf, Kleiner! Da sind die, die dich die nächsten Jahre prägen: Deine Vorbilder!“ – so spricht diese Aula zum frischgebackenen Fünftklässler. Wer die Ludwig-Thoma-Verfilmungen kennt, weiß, wovon ich schrei-

be. Diese Aura sollte die Kinder heranzuführen an die Tugenden der Wahrheit, der Tapferkeit, des Fleißes, der Klugheit ... Man diskutierte antike Kriegsstrategien und las dazu Cicero und Seneca, Thukydides und Platon, später Sappho, Catull oder Horaz. Vorbilder zum Hinaufschauen.

Das Lernen an solchen Vorbildern ist allerdings in die Jahre gekommen und heute nicht mehr en vogue. Heute sind Schulen praktische Vorbereitungsorte auf Beruf, Hochschule, Universität. Es wird gelernt, was unbedingt brauchbar ist. Nicht die reflektierte Historik soll prägen, sondern für die Praxis eignen wir uns etwas an. Der Blick geht nicht zurück, sondern nach vorne. Lernsprachen der Gegenwart sind Englisch, Spanisch, Italienisch, Französisch, Portugiesisch. Damit erobert der junge Mensch morgen die Welt.

Am Beispiel der Schule wird der Wandel deutlich, der sich analog auch im religiösen Leben zuhause ereignet hat. Das Lernen durch Vorbilder im Glauben ist selten geworden. Heute findet man kaum Heiligenfiguren an den Wänden oder in den Nischen der Wohnungen. Die Eltern zeigten früher damit an, zu wem sie selbst „hinaufschauen“. Heute wird das gerahmte Hinterglasbild mit dem Namenspatron vielleicht deshalb nicht gleich entfernt, weil es ein Geschenk

der Großeltern war. Die Namenstage werden vergessen. Wenn der Pfarrer über einen Messenger-Dienst einen Gruß schickt, ist die Antwort häufig: „An den Namenstag dachte das letzte Mal meine Oma!“ Die Namenstage erinnern an Vorbilder im Glauben aus Fleisch und Blut, an Menschen, die Christus an sich heranließen und die (oftmals kleine provinzielle) Welt um sich positiv veränderten. Es geht bei den Heiligen nicht um mythologische Figuren, sondern um echtes Leben, realistische christliche Existenzen.

Wie die Schulgebäude-Dekoration ein Lernort der Gelehrsamkeit war, waren Wohnungen und Häuser in

vergangenen Zeiten häufiger als heute Lernorte des Glaubens. Dies war gut sichtbar: Das Kreuz

in der Nähe des Esstisches, der Würfel für das Tischgebet in der Küche, die Wachstafelchen oder gerahmten Bilder mit einem Segenspruch, die dicken verstaubten Wallfahrtskerzen, die nie angezündet werden durften, der Engel neben dem Kinderbett oder das Erstkommunikationskreuz aus Bronze; neben dem Türstock hing oft ein kleines Reservoir für das nasse Kreuzzeichen als Tagessegnen. All das zu sehen, prägte schon ein bestimmtes religiöses Verständnis ein und beeinflusste die Kinder nachhaltig. Die Einrichtung zuhause ist immer ein Statement. Heute sind diese katholischen Gegenstände meist unauffindbar, weil der Umgang mit diesen Zeichen nicht mehr vertraut ist. Wenn ich beim Besuch für eine

Hochzeit oder eine Taufe nach einer Bibel frage, dann kommen – wenn überhaupt – ein mächtiges Goldschnitt-Exemplar zum Vorschein oder eine Hausbibel mit Nazarener-Bildern aus dem 19. Jahrhundert. Eine Bibel, aus der wirklich gelesen wird, bekomme ich selten dargeboten.

Die Frage, wie Eltern heute die katholische Erziehung zuhause leisten, ist nicht leicht zu beantworten. Zu unterschiedlich leben unsere Familien, die Paare kommen häufig in religiöser Hinsicht nicht mehr zusammen. Zudem hat sich schlicht ein Wandel vollzogen: Die katholischen Traditionen prägten einst das Jahr mit ihren Festen und Feiertagen. Heute sind sie häufig nur noch Anlässe, in die Natur zu gehen oder einen Kurzurlaub zu machen. Dass man an diesen Tagen Stunden für die religiöse Übung (zum Beispiel eine kleine Wallfahrt oder das Gebet) reserviert, ist eher die Ausnahme geworden.

Dennoch erinnere ich gerne bei der Feier der Erstkommunion daran, dass es für die Eltern die kleinen Dinge seien, die das Große formen: Das kurze Gebet am Morgen und am Abend, das Kreuzzeichen auf die Stirn, das Vaterunser beim Besuch einer Kapelle, das Betrachten eines Kunstwerks am Wegesrand, das Gespräch über Jesus, der Gottesdienstbesuch, das stille Verweilen in einer Kirche, die Dankbarkeit bei Tisch, das bewusste Entzünden einer Kerze.

Heute halten sich viele katholische Eltern immerhin noch im „Vorhof des Glaubens“ auf. Ich halte es für eine wichtige Aufgabe, diese Vorhöfe zu pflegen. Eltern müssen in Glaubensangelegenheiten nicht stets „einen Schritt voraus“ sein. Im Glaubensleben ist es legitim, zeitgleich und gemeinsam Erfahrungen mit Jesus zu machen. Weil es sich um einen sensiblen Bereich handelt, geht es nicht um Autorität, sondern um Vertrauen. Für mich persönlich geben Eltern dann ein gutes Vorbild ab, wenn sie religiösen Inhalten in ihrem Zuhause genügend Raum zur Entfaltung gewähren und Lebensfragen zulassen.

Björn Wagner

Der Autor ist Dekan in München-Trudering und Leiter der Pfarreien St. Augustinus, Christi Himmelfahrt und St. Franz Xaver.



Vorhöfe des Glaubens

